



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

χ. χ.: Briefe aus der Kaiserstadt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 27. Dezember.

Zu keiner anderen Zeit mehr, als zur Weihnachtszeit pflegt Berlin ein recht fröhliches Gesicht zu haben. Diesmal wirkten verschiedene Ursachen zusammen, das sonnige Antlitz ein wenig zu verdüstern. Jene allgemeine Unbehaglichkeit, die sich infolge des „Krachs“ über die Gemüther und über die Geldbeutel gelagert, sodann die in der vorletzten Woche eingetretene Hof- und Landestrauer hielten die lustigen Sinne gefangen. Und obendrein noch durchflog am Dienstag Morgen die Kunde von einer äußerst bedenklichen Verschlimmerung im Gesundheitszustande des Kaisers, die Stadt. Zahlreiche Gruppen versammelten sich vor dem Palais, mit banger Sorge nach den Fenstern des kaiserlichen Wohnzimmers blickend. Erst als am Nachmittag der allgeliebte Monarch sich selbst zeigte, ging die Menge beruhigt auseinander und die Stadt athmete auf, wie befreit von einem bösen Alp. In der That, der Tag gewährte einen Einblick in das innerste Gemüth der Berliner Bevölkerung. Diese ewig nörgelnde und witzelnde, in nicht geringem Grade frivole Gesellschaft — in jenem Augenblicke zeigte sie einen Ernst der Niedergeschlagenheit, eine Ausrichtigkeit der Theilnahme, wie sie bei dem monarchischsten Volke der Welt nicht rührender gedacht werden können. Und rührend war auch die allgemeine Freude, als der Ungrund der betrübenden Gerüchte offenbar ward. Doppelt gern ergab man sich nunmehr den Vergnügungen der festlichen Tage.

Der beste Theil dieser Vergnügungen ist geborgen in des Hauses heiliger Grenze; er entzieht sich dem Auge des Beobachters. Dennoch bleibt mehr als genug, was die Musen in dieser Zeit mit besonders freigebiger Hand allem Volk zu bieten wissen. Ein Blick auf die Anschlagssäulen überhebt mich des Beweises. Welch buntes Durcheinander von Theatern, Concerten und Bällen! Und wem der Abend nicht genügte, dem wurden am ersten und zweiten Feiertage sogar am hellen Mittag zwischen 11 und 1 Uhr in verschiedenen Concert- und Theaterlokalen musikalische und dramatische Genüsse geboten! Leicht begreift sich, daß nicht die ernste Kunst des Schauspiel- und des Opernhauses an diesen Tagen den Preis davon trägt; vielmehr fühlt sich die fröhliche Menge von dem Zauber lustiger Schwänke oder den Aufregungen des Circus angezogen. Die Posse zumal pflegt in der Weihnachtszeit ihre Glanzperiode zu feiern und vor allem ist es Helmerding's Wirkungsstätte, vor welcher allabendlich eine dichtgedrängte Schaar der zwerchfellerschütternden Scenen harret. In dem Volksstück „Mein Leopold“ von L'Arronge hat das Wallnertheater im Ganzen einen recht glücklichen Griff

gethan. In der That, das ist ein Volksstück, und zwar ein echt Berliner Volksstück, nicht gerade neu in den Motiven, aber recht hübsch, stellenweise sogar originell durchgeführt und, was das Beste ist, dem da draußen im Reich so sehr verkannten gemüthlichen Charakter des Berliner Volksthums getreulich abgelauscht. Die alte Geschichte, daß ein schwacher Vater für seinen ungerathenen Sohn eine wahre Affenliebe hegt und dafür zu Grunde gerichtet wird, bildet den Grundstock der Fabel; um ihn herum reiht sich in bunter Abwechslung eine reiche Fülle ernster und komischer Scenen. Herr Schneider ist ein reichgewordener Schustermeister; seinen Sohn Leopold hat er studiren lassen! Dieser hat's, zu des Vaters unbändiger Freude, bereits bis zum Referendarius gebracht, daneben auch zu einer gewaltigen Masse Schulden, die indeß der pflichtbewusste Vater pünktlich bezahlt. Daß Klärchen, Herrn Schneider's Tochter, sich mit einem wackern Gesellen aus der väterlichen Werkstätte verlobt, ist natürlich für Vater und Sohn ein wahrer Skandal, sie wird aus dem Hause verstoßen. Aber das Schicksal schreitet schnell. Der „Krach“ hat das Vermögen des Alten ruinirt, Leopold kann sich vor Schulden nicht retten, er fälscht Wechsel, sucht eine reiche Erbin zu entführen, um deren Vater zu bestehlen, und flüchtet schließlich vor der Kriminaljustiz nach Amerika, während der Alte ein Dachkammerchen bezieht, um von der Flickschusterei zu leben. Aber eine Freundin seiner Tochter entdeckt ihn in dem Versteck; nun wird er natürlich in das Haus des noch immer zürnenden Schwiegersohns hineingeschmuggelt und es erfolgt die Veröhnung, während man erfährt, daß Leopold in der Neuen Welt zum tüchtigen Kaufmann geworden ist. Man sieht, der Gang der Handlung ist einfach, durchaus ungekünstelt. Dabei sind die handelnden Personen durchweg lebenswahre Gestalten, unmittelbar dem Berliner Leben der Gegenwart entnommen. Die Verwicklungen lösen sich auf die natürlichste Weise. So hat der Schwiegersohn, als seine Braut verstoßen wurde, geschworen, daß Herr Schneider in seinem Hause nicht eher Aufnahme finden solle, als bis er vor ihm auf den Knien gelegen — eine Zumuthung, die der starrköpfige Mann stets zurückweisen würde. Die Idee, die Lösung dadurch herbeizuführen, daß der Alte dem Schwiegersohn ein paar Stiefeln anmißt, ist an sich offenbar der Gefahr der Lächerlichkeit ausgesetzt. Hier aber hat der Dichter verstanden, sie durchaus ungesucht aus der Situation heraus zu entwickeln. Noch eine andere bedenkliche Klippe hat er glücklich zu umsegeln gemußt. In der echten Berliner Posse ist es hergebracht, hie und da eine Dosis Sentimentalität beizumischen. Nicht immer ist das mit Glück geschehen. Im vorliegenden Stücke liegt die Gefahr doppelt nahe, denn die Scene in der Dachkammer, das erste Zusammentreffen des Alten mit seinen Enkeln, tragen an sich des Sentimentalen eine große Fülle in sich; aber dies Element wird, nicht etwa durch frivole Ein-

streuungen vernichtet, sondern durch das naturgemäße Hervorbrechen eines noch ungebeugten, urwüchsigem Humors in wohlthuendster Weise abgedämpft, sodaß diese Scenen einen wirklich poetisch-ergreifenden Eindruck machen. Nur eine Scene — sie spielt in dem Restaurant der Kaisergalerie — ist ganz mißrathen. Dagegen sind wieder die Couplets — dieser so unorganisch angehängte, aber längst als charakteristische Eigenthümlichkeit unvermeidlich gewordene Bestandtheil der Posse — im Ganzen gelungen, zuweilen recht witzig, und vor Allem frei von verletzendem Cynismus. Daß die Darstellung des Stückes eine im Allgemeinen tadellose ist, bedarf gegenüber einer Bühne, die sich in der Posse ihren alten Ruf eines vortrefflichen Ensembles stets bewahrt hat, kaum der Erwähnung.

Aber warum überhaupt dieser eingehende Bericht über ein „Volksstück“? Weil, wie mir dünkt, ein Stück einen solchen verdient, welches uns nach der empörenden Unnatur gewisser deutscher „Schauspiele“ und dem niederdrückenden Schmutz französischer Ehebruchsdramen endlich einmal wieder frisch aufathmen läßt in der Atmosphäre einer unverfälschten Volksthümllichkeit. Das Wallnertheater ist vielleicht von sämtlichen zwanzig und einigen Berliner Bühnen diejenige, welche auf unser Volksleben den meisten Einfluß hat; darum ist doppelt erfreulich, daß es durch eine gesunde Posse von der auch von ihm betretenen Bahn der Darstellung sittlich verfaulter französischer Machwerke — wollte Gott für immer! — abgelenkt wird. Werden doch diese Pfade ohnehin von verschiedenen anderen Theatern bis zum Uebel ausgetreten! ja, werden wir doch vom 1. Januar an gewürdigt werden, im Concertsaal des königl. Schauspielhauses von leibhaftigen Kindern der großen Nation die neuesten Früchte der Civilisation präsentirt zu erhalten! Da sollte eine ehrliche deutsche Volksbühne getrost bei ihrem Leisten bleiben!

Neben dem Wallnertheater ist zur Zeit der wirksamste theatralische Anziehungspunkt das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater. Bekanntlich sucht diese Bühne ihre Specialität darin, uns mit der Muse Offenbach's und seiner Jünger bekannt zu machen. Gegenwärtig gibt sie seit mindestens einem Monat allabendlich und unter großem Zulauf des Publikums eine komische Oper von Lecocq, „Mamsell Angot, die Tochter der Halle“ betitelt. Das Stück ist in Paris unzählige Male und mit ganz außergewöhnlichem Erfolge wiederholt worden. Begreiflich genug; denn 1) ist schon die bloße Scenerie der „Halle“ mit ihren merkwürdigen Erinnerungen für die Pariser von unwiderstehlicher Gewalt, und 2) wagt sich hier, wenn auch nur schüchtern, die unter dem Kaiserreich so streng verpönte politische Satire ans Licht, die, ob schon das Stück unter dem Directorium spielt, es an Anspielungen auf die Gegenwart nicht fehlen läßt. Für unser Publikum sind beide Punkte ziemlich irrelevant. Die Anziehungskraft, welche die Oper hier ausübt, ist leider in

erster Linie aus der Schlüpfrigkeit des Textes und der Handlung zu erklären, erst in zweiter Linie aus dem Interesse an der Musik. Was die letztere betrifft, so ist sie relativ eine Wendung zum Bessern. An die Stelle der blasirten Frivolität, der raffinirten Lieberlichkeit, hie und da sogar der platten Gemeinheit, welche sich in den Offenbachianen breit macht, ist hier melodiose Gemüthlichkeit und harmlosere Komik getreten. Mit einem Wort: war Offenbach der Musikant des zweiten Kaiserreichs, so ist Lecocq der Musikant der konservativen Republik. Das Libretto der Mamsell Angot giebt denjenigen der Offenbach'schen Opern freilich nichts nach; aber wenn bei Offenbach Text und Musik sich vollkommen deckten, so würde die Lecocq'sche Musik ebensogut wie zu dem anzüglichen, zu einem viel harmloseren Libretto passen. An Originalität steht Lecocq allerdings bedeutend hinter Offenbach zurück. Der italienische und der deutsche Einfluß liegt in jedem Saße auf der Hand; aber wir sehen doch wenigstens nicht mehr jenes mit schlauester Berechnung und widerlichem Behagen ausgeführte Attentat auf die Sittlichkeit der Kunst. Daß sich auch in dem Texte dieser komischen Opern demnächst ein ähnlicher moralischer Umschwung vollziehen werde, ist bei dem in der französischen Hauptstadt herrschenden Geiste schwerlich zu erwarten.

Um übrigens auf das Weihnachtsfest zurückzukommen, so sollte es nicht ungestört zu Ende gehen. Am Freitag Nachmittag durcheilte die Stadt die Kunde von einer Mordthat, wie sie frecher in Berlin noch nicht verübt worden ist. In einer der belebtesten Straßen und noch dazu in einem der belebtesten Häuser derselben war ein Cigarrenhändler tödtlich verwundet und ausgeraubt worden, ohne daß es gelang, der Thäter habhaft zu werden. Mit vollem Recht wird die Gesellschaft bei solcher Kunde mit Grauen erfüllt. Man fragt sich, wo und wann man denn überhaupt noch sicher ist. Die vorvorige Woche hatte allein drei Raubmorde zu verzeichnen, mit stufenmäßig steigender Frechheit, bis die That vom 26. Dezember Allem die Krone aufsetzte. Rathlos steht man vor der Frage, wie dieser unerhörten Gefährdung der öffentlichen Sicherheit abzuwehren sei; die Polizei ist machtlos, wo es sich um solche Vorgänge im Innern der Häuser und Familien handelt, wo die Thäter nicht leicht erkennbare Bagabunden, sondern äußerlich makellose Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft sind. Was bleibt noch sicher, wenn der bis dahin unverdächtige Arbeiter den friedlichen, ihm gänzlich fremden Bürger um seiner mühsamen Ersparniß willen erschlägt? Und leider sind gerade solche Fälle in jüngster Zeit mehrfach vorgekommen. Die nach jedem großen Kriege gemachte Erfahrung, daß die Achtung vor dem Leben Anderer tief zu sinken pflegt, ist offenbar auch uns nicht erspart geblieben. Zum mindesten hat die Nothheit aus dem Kriegsleben eine furchtbare Nahrung gezogen. Dazu kommt die durch das Steigen der Arbeitslöhne nur immer

noch höher gesteigerte Genusssucht. Man sieht, den aus solchen Ursachen entspringenden Uebeln wird nicht im Handumdrehen abzuhelfen sein. Nur Verbreitung wahrer Volksbildung und Vertiefung der Sittlichkeit sind Mittel, welche eine wesentliche Wirkung versprechen. Leider wird die Arbeit in dieser Richtung von den gebildeten Klassen noch längst nicht allgemein genug und nicht ernst genug betrieben. Dagegen frisst das Gift der gesellschaftszerstörenden Theorie in steigendem Maße um sich. Etwas Betrüberees, als die neulich hier in Berlin abgehaltene „öffentliche Arbeiter-Frauen- und Mädchen-Versammlung“ ist nicht zu denken. Auf der Bühne würde es vielleicht noch von einigermaßen komischer Wirkung sein, wenn die „Präsidentin“ Hahn mit in die Seite gestemmt Armen und blitzenden Augen eine dictatorische Geschäftsordnung handhabt, wenn Frau Stegemann im Idiom des Fischweibes die Grundsätze der weiblichen Socialdemokratie auseinandersetzt, wenn die gläubige Gemeinde, Bier trinkend, in einzelnen Exemplaren auch Strümpfe strickend oder Cigarren rauchend, zu Füßen der Prophetinnen sitzt und zum Schluß die Marseillaise anstimmt — in der Wirklichkeit aber muß Einem das Herz bluten bei dem Anblick, wie das Zartgefühl, von Natur das schöne Vorrecht auch des gewöhnlichsten Weibes, so gewaltsam erstickt wird.

Ja wohl, wir stehen am Ende eines Jahres, das uns das sociale Problem der Zukunft in weit düsterer Gestalt gezeigt hat, als wir es uns früher vorgestellt. Zugleich wüthet der unabsehbare Kampf zwischen Staat und Kirche. Um unter dieser Last nicht zu erliegen, um den auf beiden Seiten erwachsenden Aufgaben auf die Dauer gerecht zu werden, wird das deutsche Volk eine noch größere sittliche Stärke bethätigen müssen, als während des Krieges mit Frankreich. Wahrlich, es thut dringend noth, daß jeder denkende Mann sich an der Jahreswende mit dem ganzen Ernst der Lage des Vaterlandes erfülle!

X. X.

## Aus dem Reichslande.

Strasßburg, 27. Dezember.

Übermals stehen wir an einem bedeutsamen Wendepunkte: mit dem 1. Januar 1874 tritt die Verfassung des deutschen Reichs in Elsaß-Lothringen voll und ganz in Wirksamkeit. In der französischen und theilweise auch in der deutschen Presse wird in jüngster Zeit die Ansicht verbreitet, als ob dadurch die politische Lage des Reichslandes kaum wesentlich geändert werde;